

DROEMER 

PETER SATTMANN

MEIN LEBEN
IST KEIN
DREHBUCH

Zeitfeiler

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



Originalausgabe November 2019

© 2019 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Zitatenachweis:

S. 170: Herbert Achternbusch: »Susn«, in: ders.,

Es ist ein leichtes beim Gehen den Boden zu berühren,

Frankfurt am Main 1980: Suhrkamp, S. 9–41, hier S. 30, S. 26–27.

© Herbert Achternbusch 1980.

© Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.

S. 172: Der Abdruck der Theaterrezension von Pitt Herrmann
erfolgt mit dessen freundlicher Genehmigung.

Alle Fotos im Innenteil: Archiv Peter Sattmann außer

S. 117 von Heinz Gebhardt

Redaktion: Krista Maria Schädlich

Covergestaltung: Isabella Materne

Coverabbildung: Gettyimages / Tristar Media

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27789-8

*Gewidmet meinen Töchtern
Kathrin und Paula,
deren Müttern
und meinen Eltern*

Inhalt

Vorwort	9
Vorhang auf	11
Sex und andere Kleinigkeiten	21
Das Leben geht weiter	28
Großmutter Therese	34
Haben Sie schon mal eine Banane gesehen?	39
Wenn ich den See seh, brauch ich kein Meer mehr	44
Der Schwarze Mann	53
Was haben Tarzan und Elvis gemein?	65
Zehn Komma null	76
Mal spielt er Bass, mal spielt er besser	81
Sizilien	86
Weltstadt mit Herz oder wie einer Schauspieler wird	90
Barbara saß nah am Abhang	105
Die Gefahren der Schauspielerei oder wie einer DJ wird	109
Was hat Sammy Davis Jr. mit Fritz Teufel zu tun?	119
Vision Magma	134

Wie kommt der Furz auf die Bühne?	141
Warum humpelt der Romeo?	150
Was soll ich erzählen?	163
Noch ein Herbert	167
Das Ziel	174
Lamu	189
Berlino	201
El Perro	205
Triptychon	212
Medizin	220
Die Vermählung	246
Helmut	251
Vierundfünfzig	256
Ruhestand	259
Money makes the world go around	289
Der Erzbischof ist da	291
Vorhang zu	299

Vorwort

Zeitfeiler. Das Wort kam mir in den Sinn, als ich zehn Jahre alt war. Heute weiß ich, ich habe es erfunden. Das Wort existiert in der deutschen Sprache nicht.

Sie alle kennen, ich hoffe es für Sie, den Moment, in dem Sie die Zeit anhalten wollen. Weil der Moment so schön ist. Weil der Moment ewig dauern soll.

Schon als Kind habe ich angefangen, diese Augenblicke mit einem »Pfeiler« zu markieren. Sodass ich heute mein Leben ganz schnell von einer Markierung zur anderen spulen kann. Ich habe auch schreckliche Momente markiert, obwohl es das gar nicht gebraucht hätte, denn Momente des Schreckens erzeugen automatisch einen Zeitfeiler, indem sie uns sozusagen gegen unseren eigenen Willen traumatisieren.

Und ein Trauma lässt sich nicht vergessen. Höchstens verdrängen. Was aber nur unerheblich glücklicher macht. Wohingegen es den Psychotherapeuten ein gesichertes Einkommen beschert.

Vorhang auf

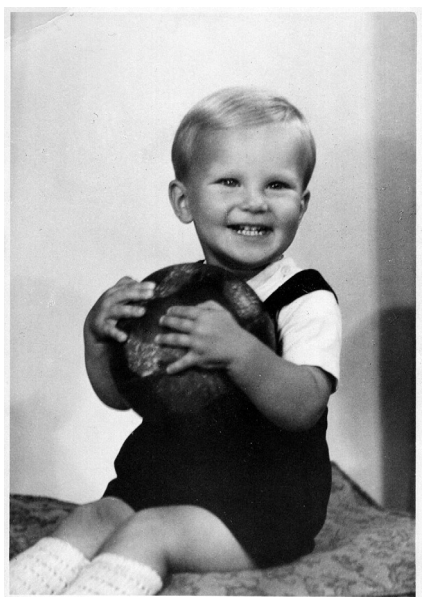
Ich möchte mich vorstellen. Ich heiße Peter.

Ich bin noch kein Jahr alt und habe heute mein erstes Erfolgserlebnis. Ich habe den Stuhl erklommen, der vor dem geöffneten Fenster steht. Über die Querstreben der Rückenlehne bin ich auf die Fensterbank geklettert und stehe nun breitbeinig im Fensterrahmen. Mit der linken Hand halte ich mich am Rahmen fest, ein leichter Wind weht mir ins Gesicht, und ich bin überwältigt von der Aussicht.

Ich bin fast auf gleicher Höhe mit den Kronen der Bäume. Ich sehe den blauen Himmel, die weißen Wolken, die sich unendlich langsam, aber doch bewegen. Wenn ich den Kopf in den Nacken lege, muss ich blinzeln. Wenn ich nach unten schaue, sehe ich meine nackten Füße, die nur noch wenige Zentimeter vor sich haben, bevor sie ins Leere treten würden. Ich habe kein Gefühl der Unsicherheit, aber mir ist klar, bis hierhin und nicht weiter. Muss ich auch nicht, ich sehe ja alles, was ich sehen will. Vier, fünf Meter unter mir flitzen die gackernden Hühner durchs Gehege.

Ich bewohne mit meinem Vater und meiner Mutter eine winzige Zweizimmerwohnung über einem ziemlich großen Hühnerstall. Der Zugang zur Wohnung führt an der Außenwand des Stalls über eine halbsprecherisch steile Holzterrasse, auf der ich wahrscheinlich noch eine ganze Weile getragen werden muss, bevor ich sie selber meistern kann.

Mein Vater ist wie immer um diese Zeit unter Tage. Im Erzbergbau Wismut-Aue. Meine Mutter ist wahrscheinlich beim Einkaufen. Sie sagt mir nie, wohin sie geht, weil sie bestimmt denkt, ich könne mit dieser Information sowieso noch nichts



*Zweiter Geburtstag. Im Atelier eines Fotografen.
Damals hatten nur Fotografen einen Fotoapparat.*

anfangen. Sie sagt nur immer: »Ich bin gleich wieder da«, nachdem sie mich auf dem Sofa in Kissen gebettet und mir die warme Milchflasche in die Hände gedrückt hat. Ich werde noch zehn Jahre lang die Milch aus der Flasche trinken. Ich werde noch an der Flasche nuckeln, wenn ich schon längst der Anführer einer Indianerbande geworden bin. Jahrzehnte später wird mir meine Mutter gestehen, dass sie mir nie die Brust geben konnte, weil sie so unterernährt war.

Ich werde sie dann fragen: »Mam, kann es sein, dass ich die erste Zeit nach meiner Geburt woanders war, also nicht bei dir, sondern irgendwo anders?«

»Wie kommst du darauf?«, wird sie mich erschrocken fragen.
»Aber es stimmt, ich musste dich die ersten zwei Monate in die Familie einer guten Freundin geben. Ich lag im Kranken-

haus, und Pap musste den ganzen Tag unter Tage. Aber wie um Himmels willen kommst du darauf?«

»Mam«, werde ich sagen, »ich habe vor langer Zeit, zwischen meinem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr, jedes Jahr einmal, einen Trip gemacht. Ich war, wie die Azteken, die Mayas und die Inkas, einmal im Jahr auf einer Reise ins Ich. Sei unbesorgt, es hat mir nicht geschadet, im Gegenteil. Ich weiß seitdem alles über mich. Ich habe alles zutage gefördert, was jemals meine Augen, meine Ohren, meine Nase und meine Hände wahrgenommen haben.

Unter anderem auch, dass mein Leben in einem Wäschekorb begann. Heute weiß ich, dass der Geruch, den ich immer noch in der Nase habe, das Flechtwerk aus Weide ist.

Ich lag in einem weißen, im Innern des Korbes befestigten Wäschesack. Um mich herum herrschte nächtliche Dunkelheit, die mich aber in keinem Augenblick ängstigte. Durch die Ritzen im Geflecht sah ich sehr warmes gelbes, goldenes Licht auf den Fußboden fallen, das durch den Spalt einer angelehnten Tür kam. Ab und zu drangen gedämpfte Stimmen aus dem Nebenzimmer.

An die Leute erinnere ich mich nicht. Ich kann von den zwei Monaten nur den Film sehen, in welchem ich im Dunkeln allein im Wäschekorb lag. Aber ich weiß, warum. Ich habe tagsüber geschlafen, und in der Nacht war ich wach, so, wie ich es heute noch am liebsten habe.«

»Mam, jetzt heul nicht«, werde ich sagen, »es ging mir gut, ich hatte keine Angst, ich habe nicht gelitten. Ich habe die zwei Monate in der meditativen Ruhe eines gut gefütterten Hundes verbracht.«

Sie wird mich nicht wirklich erleichtert in die Arme nehmen und fragen: »Kannst du dich noch an andere Sachen erinnern?«

»An alles! Ich kann dir bis ins Detail die kleine Wohnung über dem Hühnerstall beschreiben, in der wir die ersten zwei

Jahre wohnten. Ich weiß noch genau, dass ihr mich an Armen und Beinen am Gitterbett festgebunden habt, als ihr ins Volkshaus um die Ecke zum Tanzen gegangen seid.«

»Um Gottes willen!«, wird sie schluchzend sagen. »Das weißt du noch!?!«

»Ja, aber du brauchst nicht wieder anfangen zu heulen, auch da habe ich nicht gelitten. Ihr hattet, kurz bevor ihr gegangen seid, das Licht dann doch angelassen und mir den Schnuller in den Mund gesteckt. Ich war, bis ihr wiederkamt, hellwach, aber ich hatte ein wundervolles Kino. Die Decke über mir war so schlecht gemalert, dass man jeden Pinselstrich sah. Sie bot in einem schönen verwitterten Hellgrün ein unendliches Labyrinth aus Linien und Streifen, Punkten und Flecken, Kurven und Kreisen. Ich habe mich keinen Moment gelangweilt. Das Blöde war nur, dass ich irgendwann den Schnuller loswerden wollte. Ich versuchte, ihn auszuspucken. Beim ersten Versuch rutschte das runde Ding, das vor den Lippen sein soll, hinter die Lippen. Beim zweiten Versuch rutschte es mir hinter die Zähne. Hatte ich da schon Zähne?«

»Ja, ja«, wird Mam sagen, »unten, zumindest unten hattest du schon ein paar Zähne. Du warst ein halbes Jahr alt, ich weiß das genau, weil wir dich bis dahin nie alleine gelassen hatten. Es war das erste Mal, dass wir wieder tanzen gegangen sind. Das muss ja furchtbar für dich gewesen sein!«

»Nee«, werde ich sagen, »wirklich nicht. Der Schnuller steckte zwar komplett in meinem Mund und war so verklemmt, dass ich die Kiefer nicht mehr bewegen konnte, geschweige denn mit der Zunge den Schnuller habe rausdrücken können. Aber ich hatte keine Angst. Ich bekam immer noch prächtig Luft. Lediglich das Schlucken des Speichels war schwierig. Soll ich weitererzählen?«

Es wird eine große Unsicherheit in ihrer Stimme liegen: »Ja, erzähle weiter.«

»Als du als Erste ins Zimmer kamst, hast du geschrien, als ob mich der Schwarze Mann aufgeschlitzt hätte. Du wolltest mich sofort von meinem Knebel befreien, was dir nicht gelang, denn du wolltest mir ja nicht wehtun. Deine Finger fanden keinen Halt in meinem verstopften Mund. Pap stürmte wie vom Blitz getroffen ins Zimmer und eilte dir zu Hilfe. Er wollte mir sicher auch nicht wehtun, und er tat mir auch nicht weh, als er mir beherzt seine beiden Zeigefinger in die Mundwinkel schob und Ober- und Unterkiefer so weit auseinanderdrückte, dass du den Schnuller rausziehen konntest. Du hast den Schnuller quer durchs Zimmer gefeuert, womit er für alle Zeit entsorgt war. Während Pap mich so schnell wie möglich von der Strickwolle befreien wollte, mit der ihr mich gefesselt hattet, hast du ihn geschlagen. Du hast wimmernd mit beiden Fäusten auf ihn eingepregelt. Er ließ die Schläge über sich ergehen. Auch er wimmerte. Dann habt ihr mich ins große Bett zwischen euch gelegt und in den Schlaf gestreichelt.«

»Stimmt«, wird sie sagen, »genau so war's. Ich hatte danach die erste große Krise mit deinem Vater. Dabei war es meine Schuld, meine Angst, dir könnte etwas passieren in den zwei Stunden, in denen wir weg waren. Du könntest aus dem Bett krabbeln und dir den Hals brechen oder sonst was. Das brachte ihn auf die blöde Idee, dich festzubinden. Und ich war so blöde, nicht zu merken, dass es eine blöde Idee war.«

Obwohl diese zwei Stunden für mich in meiner Erinnerung kein schreckliches Erlebnis sind, habe ich doch ein Trauma davongetragen. Ich kann bis heute nicht auf dem Rücken schlafen. Wenn es während des Schlafes dann doch mal passiert, dass ich mich auf den Rücken gedreht habe, wache ich nach wenigen Minuten oder vielleicht auch schon nach Sekunden schweißgebadet auf. Ich konnte nie rückwärts in ein Schwimmbaden springen. Obwohl ich als junger Mann artistisch durch-

aus begabt war, habe ich den Salto rückwärts nie geschafft. Dabei hatte ich in der Zeit am Stuttgarter Staatstheater den besten Trainer, den man sich vorstellen kann.

László Kovács gibt es viele in Ungarn. Der, den ich meine, war der Untermann einer sechsköpfigen Artistentruppe. Er balancierte fünf ausgewachsene Männer auf seinen Schultern.

Das Publikum beklatscht den, der ganz oben steht, immer am meisten. Weil es nicht weiß, dass der Untermann nicht nur die ganze Last trägt, sondern derjenige ist, der das Ganze in Balance hält.

Diesen László hatte Claus Peymann zwei Spielzeiten lang für uns Schauspieler engagiert. Die Teilnahme am Training war freiwillig, aber ich kann mich an keinen Kollegen erinnern, der nicht etwas von ihm lernen wollte. Ihm eilte der Ruf voraus, er könne einer Gießkanne den Salto beibringen.

Therese Affolter, diese zierliche Person, konnte nach zwei Wochen den Salto rückwärts. Während der Sattmann selbst dann scheiterte, wenn er einen Gurt um den Bauch hatte und an Seilen hing.

Ich hatte damals meine Aztekenreise noch nicht beendet. Ich wusste noch nicht, woher dieser Reflex kam, mich in der Luft immer wieder auf den Bauch zu drehen, den Salto mittendrin abzubrechen; was das Schlimmste ist, was man tun kann, denn man landet unweigerlich auf der Fresse.

Als ich den Salto das erste Mal probierte, hing ich nicht an Seilen. László stand wie bei den vorherigen Kollegen neben der Matte, tief in der Hocke, mit der Spannung eines Karatekämpfers. Den linken Arm schon ausgestreckt über der Matte, dort, wo der Drehpunkt des Saltos sein wird. Den rechten Arm dort, wo ein Tennisspieler den Ball beim Aufschlag trifft. Bereit, dem Springenden Schwung für die Drehung zu geben.

Alle, die vor mir dran waren, hat er auf die Beine gebracht. Alle standen nach dem Sprung mit diesem erstaunten Grinsen da: »Was war jetzt? Habe ich wirklich einen Salto gemacht?« Wir

waren alle wie berauscht. Als ich absprang, hatte ich noch das Lachen im Gesicht. Es gab nur das Gefühl der Vorfreude.

Ich war damals fit wie ein Turnschuh und katapultierte mich in eine rekordverdächtige Höhe. Aber als mein Rücken in die Waagerechte kam, machte der Reflex mit mir, was er wollte. Ich landete aber auch so was von auf der Fresse, und zwar ohne dass László wirklich eingreifen konnte. Ich war ihm einfach durch beide Hände gerutscht.

Ich habe mir nicht wirklich wehgetan. Aber László war ein bisschen blass im Gesicht, als er mir auf die Beine half und mich abtastete.

Er sagte nur: »Was war denn das?« Nachdem er sich überzeugt hatte, dass ich keine bleibenden Schäden davontragen würde, kümmerte er sich um die nächsten Kollegen, aber ich konnte sehen, dass ihn mein Versagen weiter beschäftigte. Er suchte die Schuld bei sich.

Mir begegnete er fortan wie ein Psychotherapeut, der seinen schwersten Fall vor sich hat. Ich wünsche jedem Menschen, dass ihm László einmal begegnet. Er ist einer der wenigen Engel, die unter uns weilen.

»Willst du noch mehr hören?«, werde ich meine Mutter fragen und beginne, ohne die Antwort abzuwarten: »Weißt du noch, wie du mich vom Schlitten verloren hast?«

»Nu klar!«, wird sie schreien, dass mir die Ohren klingen. Sie hat eine Stimme wie Anneliese Rothenberger.

»Ich war mit dir in Zwickau, und du warst ziemlich genau ein Jahr alt. Auf dem Rückweg hatte das Schneetreiben zugenommen, vor allem hatten wir jetzt Gegenwind. Bis Haßlau waren es fünf Kilometer, der Schnee war knöcheltief. Ich hatte dich gut eingepackt, aber nicht angebunden. Schnuller und Anbinden waren nicht mehr drin. Wäre auch nicht gegangen, weil es keine Lehne oder Umrandung gab. Der Schlitten zog sich nicht leichter, als du runtergefallen warst.

Ich drehte mich erst um, als ich eigentlich mit meinen Kräften schon am Ende war.

Als ich den leeren Schlitten sah, rannte ich sofort los, ich rannte um dein Leben und um mein Leben. Ich musste den halben Weg zurücklaufen, um dich endlich im Straßengraben zu finden. Wärest du zur anderen Seite vom Schlitten gerollt, wärest du auf der Straße gelandet. So aber lag ein weißes Bündel im weißen Graben. Du lagst mit dem Gesicht im Schnee. Ich dachte, du bist erfroren oder erstickt, oder beides.

Aber als ich dich aufhob, hast du mich angestrahlt. Du hast nicht geweint, aber du hast sowieso nie geweint, oder geschrien, oder gequengelt. Ich habe zu Pap immer gesagt: »Der liebe Gott hat uns das stillste aller Kinder geschenkt.« »Das wird ja wohl in erster Linie euer Verdienst gewesen sein«, werde ich sagen, und diesmal werde ich ihr über das Haar streichen. »Weißt du noch, wie du mich, als du vom Einkaufen nach Hause kamst, im geöffneten Fenster über dem Hühnerstall hast stehen sehen?«

Jetzt wird meine Mutter die Hände vors Gesicht schlagen und sagen: »Junge, heute willst du mich fertigmachen.«

»Ich bin gleich wieder da«, sagt sie noch mal, während sie mir einen dicken Schmatz mitten ins Gesicht drückt. »Du musst keine Angst haben, ich bin gleich wieder bei dir.«

Angst?

Ich höre, wie sie die Tür von außen abschließt und die Treppe runtergeht. Als sie am Gehege vorbeikommt, werden die Hühner lauter.

Ich schließe die Augen und trinke meine Milch. Als die Flasche leer ist, kaue ich noch eine Weile auf dem Nuckel herum. Das Gackern lenkt meinen Blick auf das offene Fenster und lässt in mir den Entschluss reifen.

Ich stehe also auf der Fensterbank und genieße die Aussicht.

In etwa vierzig oder fünfzig Meter Entfernung führt ein kleiner Weg von der Straße rauf zum Hühnerstall. Ich überlege gerade, ob ich nicht ein bisschen Brot holen soll, um es an die Hühner zu verfüttern, da sehe ich meine Mutter in den Weg einbiegen. Ich habe kein Problem, allein zu sein, mein ganzes Leben wird das so sein. Trotzdem freue ich mich natürlich, sie zu sehen. Ich winke ihr zu. Mit beiden Armen.

Irgendwas muss sie erschreckt haben, denn sie rennt plötzlich los und schreit: »Peter!«

Sie hat es gefühlt hundert Mal geschrien, als sie vor dem Gehege kurz haltmacht, zu mir hochkuckt und mit wie zum Gebet gefalteten Händen flüstert: »Bleib so, bitte, bitte, bleib einfach so!«

Die Hühner gackern laut und flattern in die Höhe, dass die Federn fliegen. Man könnte denken, der Fuchs sei wieder da. Während meine Mutter die Treppe hochpoltert, sehe ich ein paar Kartoffeln und ein paar Möhren, wie sie zurück zur Straße rollen.

Vorsichtig drehe ich mich um, Richtung Wohnung, und will mich schon an den Abstieg machen, als mir klar wird, so wird das nichts. Ich muss so runter, wie ich hochgekommen bin. Also drehe ich mich wieder Richtung Hühnerstall und gehe langsam auf die Knie.

Ich höre einen spitzen Aufschrei meiner Mutter. Mein Vater wird ihr heute Abend beide Schienbeine verbinden müssen. »Scheißtreppe«, wird sie sagen, »und die Scheißhühner, und überhaupt, ich will hier nicht mehr wohnen. Lass uns was anderes suchen, ich will eine stinknormale Erdgeschosswohnung!«

Als sie den Schlüssel in die Tür steckt, höre ich sie fluchen: »Gottverdammich!«

Irgendwie, denke ich, ist es ganz gut, dass sie gleich da sein wird. Denn auf der Fensterbank kniend, komme ich nicht mehr vor und nicht mehr zurück. Alle Bergsteiger, die ich in

meinem Leben treffe, werden mir bestätigen, dass der Abstieg schwerer ist als der Aufstieg.

Jetzt, da meine Mutter endlich die Tür hinter mir aufkriegt, bringt mich der Luftzug fast aus dem Gleichgewicht. Im nächsten Augenblick finde ich mich auf dem Sofa wieder, meine Mutter über mir, unter mir, und wieder über mir. Es tropft mir in die Augen, auf die Nase, auf die Zunge ... schmeckt nach Salz.

Sie wird mich den ganzen Tag nicht mehr aus den Armen lassen.

Sex und andere Kleinigkeiten

Falls es Sie interessiert, ich bin jetzt sechs, es ist mein erster Schultag, und ich werde heute meinen ersten Orgasmus haben. Aber der Reihe nach.

»Was willst du mal werden?«, fragt unsere Klassenlehrerin jeden Einzelnen. Sie fängt vorne in der ersten Reihe an. Ich sitze in der letzten Reihe, allein in einer Zweierbank. *Sie erinnern sich, Bank und Schreibpult aus einem Guss.*

Ich hätte noch eine Menge Zeit, mir was zu überlegen, aber ich muss nichts mehr überlegen, mein Berufswunsch steht schon lange fest. Es fällt mir schwer, nicht gleich damit rauszuplatzen. Es wird unerträglich lange dauern, bis sie mich fragen wird, denn danach fragt sie immer auch noch: »Und warum?«

Unsere Klassenlehrerin ist die dritte Frau nach meiner Mutter, die ich lieben werde. Die zweite Frau ist unsere Nachbarin in der neuen Wohnung. Es wird eine kurze Liebe sein, sie wird nächstes Jahr sterben.

Die Zimmer in der neuen Wohnung sind viel größer. Vor allem gibt es noch einen Vorraum, der so groß ist, dass mein Vater ihn mit einem dunkelroten Vorhang geteilt hat. Er ist wie ein Theatervorhang zweigeteilt, sodass man leicht in der Mitte durchgehen kann. Vor dem Vorhang lagern wir alles, was andere Leute in den Keller bringen. Vorräte, Fahrräder, Werkzeug. Hinter dem Vorhang ist meines Vaters Weinkeller, denn er war vor dem Krieg Wein- und Gurkenbauer in Groß Tajax bei Znaim. Er wird bis an sein Lebensende jedes Jahr hundert Liter Wein keltern. Er wird Stiegen voller Weintrauben nach Hause bringen, die er sich meist an den Hinter-

ausgängen der Lebensmittelgeschäfte abgeholt hat. In seinen letzten Jahren wird Aldi sein Traubenlieferant sein.

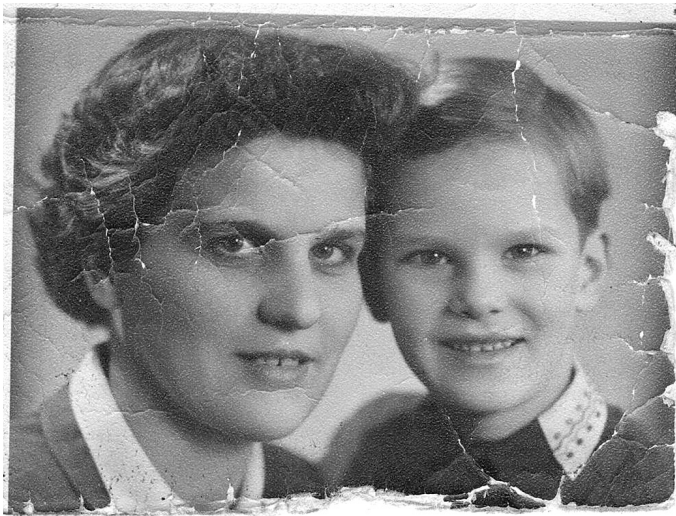
Die dickbauchige Gärflasche, die hinter dem Vorhang steht, ist so groß wie ich.

Wir wohnen jetzt ebenerdig, und die Nachbarin hat eine kleine Wohnung neben uns. Ihr Mann ist gestorben, bevor wir einzogen. Sie lebt von der Rente und hat deshalb den ganzen Tag Zeit. Was man von meinen Eltern nicht behaupten kann. Meine Mutter arbeitet jetzt auch. In einer Zuckerfabrik. Sie kommt jeden Abend mit einem Bonbon nach Hause.

Die Nachbarin ist so alt wie meine Oma. Was praktisch ist, denn meine Oma ist tot. Das heißt, die eine Oma und der eine Opa sind schon lange tot, und die andere Oma lebt mit dem anderen Opa, seit der Krieg vorbei ist, mit zwei Schwestern meines Vaters in Hohenkirchen bei Kassel. Ich werde sie in fünf Jahren zum ersten Mal sehen.

Mit Froschkönig, Hänsel und Gretel, Rapunzel, Aschenputtel, Rotkäppchen, Dornröschen, Schneewittchen, Rumpelstilzchen, Hans im Glück und vor allem mit dem tapferen Schneiderlein hat mich meine Ersatzoma jeden Tag in Atem gehalten und mir das Warten auf die Schule verkürzt. Wenn sie nächstes Jahr von heute auf morgen plötzlich tot ist, wird mich das treffen bis ins Mark. Nicht nur, weil sie nicht mehr da ist, sondern weil mir klar wird, dass auch meine Mutter sterben wird, mein Vater, alle Menschen, und ich.

In der Nacht nach ihrer Beerdigung werde ich mir ausmalen, wie alt ich werde. Vierundfünfzig, werde ich denken. Ich werde mit vierundfünfzig sterben. Ich werde ab dieser Nacht wissen, dass ich mit vierundfünfzig sterbe. Erst in zwanzig Jahren werde ich darüber grübeln, wie ich auf die Vierundfünfzig gekommen bin. Und ich werde es herauskriegen. Meine »Oma« von nebenan ist 1954 gestorben. Die



Am Tag meiner Einschulung

Vierundfünfzig lag in der Luft, sie ist mir in jener Nacht zugeflogen und hat sich so verankert, dass ich noch im Alter von dreiundfünfzig zu wissen glaube, mit vierundfünfzig zu sterben.

Im gleichen Maße, wie mich die Vierundfünfzig als junger Mensch beflügeln wird (macht sie mich doch bis dahin unsterblich), wird sie mich lähmen, je näher sie rückt. Ich werde davon erzählen, wenn ich so alt bin.

»Du bist der Peter, stimmt's?«, sagt die Lehrerin.

Ich nicke beflissen. Jetzt, da sie vor mir steht, kann ich sie riechen. Sie trägt ein türkisfarbenes Kleid, hat schwarze Haare, braune Haut und viel größere Brüste als meine Mutter.

»Und was willst du ...?«

»Schauspieler!«

Wenn ich gewusst hätte, was jetzt passiert, ich hätte mir einen anderen Beruf ausgedacht. Die ganze Klasse brüllt vor Lachen. Diese Lokomotivführer, Piloten, Polizisten, Soldaten,

Matrosen, Lehrer und Lehrerinnen, Tierärzte und Krankenschwestern lachen mich aus.

Es kann mich nicht trösten, als die Lehrerin sagt: »Warum lacht ihr denn? Was gibt es da zu lachen? Der Peter will Schauspieler werden. Na und!«

Ich werde es mein ganzes Leben lang über die Maßen genießen, wenn die Leute über mich lachen. Aber ausgelacht zu werden ist genauso schlimm, wie bespuckt zu werden.

Mein Berufswunsch jedenfalls wird von dem Gelächter begraben. Ich werde ihn zwölf Jahre lang nicht mehr äußern. Ich werde ihn zwölf Jahre nicht einmal mehr denken. Er wird erst wieder hochkommen, wenn ich eigentlich schon nicht mehr leben möchte.

»Und warum?«, fragt sie.

»Weiß nicht«, sage ich kaum hörbar. Dabei weiß ich es ganz genau! Weil meine Mutter alle Schauspieler liebt! Für manche schwärmt sie so sehr, dass mein Vater eifersüchtig wird! Die nächsten zwei Schulstunden gehen spurlos an mir vorüber. Ich komme erst wieder zur Besinnung, als wir für die letzte Stunde in die Turnhalle gehen. Sie ist riesig. Sie hat keine Umkleieräume, deshalb stehen wir, Jungs wie Mädels, nebeneinander vor einer dieser langen, niedrigen Bänke und schlüpfen in unsere Turnsachen.

Ich lege die weißen Kniestrümpfe, die kurze dunkelblaue Hose, das weiße Hemd und das leuchtend blaue Halstuch ordentlich gestapelt auf die Bank. Die schwarzen Halbschuhe, die mir noch um einiges zu groß sind, stelle ich unter die Bank. Sie sollten auch im zweiten Schuljahr noch passen, hatte mein Vater gesagt, als wir sie kauften. Das Unterhemd behalte ich an, die schwarze Turnhose hole ich aus der Schultasche. Turnschuhe habe ich noch keine.

Barfuß geht es ans Aufwärmen. Hüpfen und Springen auf der Stelle, Kniebeugen, Liegestützen, Hampelmänner. Turnen macht Spaß. Der Lehrer erklärt uns die Völkerballregeln,

dann legen wir los, er spielt mit, er ist sehr sportlich, und ich mag ihn sofort. Er ist so sportlich, dass er jeden Sonntagvormittag bei der hiesigen Fußballmannschaft im Tor steht. Er wird mich eines Tages wiederbeleben, denn ich verpasse von jetzt an kein Spiel.

Ich stehe immer direkt hinter seinem Tor, das heißt, ich hänge in dem verrosteten Maschendraht, mit dem im Dorf die meisten Häuser eingezäunt sind. Die schönen weißen Tornetze werde ich erst im Westen kennenlernen.

Aufgrund meiner winzigen Füße wäre es mir ein Leichtes, bis auf Höhe der Querlatte zu klettern. Habe ich auch gemacht, aber da hatte er mich mit strengen Worten runtergejagt. Deshalb begnüge ich mich damit, in etwa einem halben Meter Höhe das Spiel zu verfolgen.

Als der gegnerischen Mannschaft ein Elfmeter zugesprochen wird, bin ich mindestens so nervös wie er. Es ist einer der wenigen Schüsse, die ich ihn habe durchlassen sehen. Der Ball trifft mit voller Wucht in den Maschendraht, genau in Höhe meines Bauches. Ich fliege hinter dem Tor auf die Erde, danach weiß ich nichts mehr.

Am Abend wird mich mein Vater fragen: »Warum isst du nichts?«

»Ich habe Bauchweh.«

»Wovon?«

»Weiß nicht.«

Am Montagmorgen erzählen sie mir in der Klasse, dass das Spiel eine Viertelstunde lang abgepfiffen war und dass unser Turnlehrer mich wiederbelebt hat.

Das weiß ich jetzt, in diesem Augenblick, natürlich noch nicht, denn sonst trüge er schon jetzt den Heiligenschein, den ich ihm danach verpasst habe.

Nach dem Völkerball spielen wir sogar noch kurz »Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann«.

Er schaut auf die Uhr: »Könnt ihr noch? Wollt ihr noch?«

»Ja!«, kommt es aus zweiundzwanzig Kehlen. Mein »Ja« ist das leiseste, obwohl ich unter Garantie am meisten will.

»Dann kommt mal mit!«

Er führt uns in die andere Ecke der Halle, wo vier Kletterstangen bis zur Decke reichen. Der Boden unter den Stangen ist mit dicken, schmutziggrünen Matten ausgelegt.

»Wer hat Lust? Wer traut sich?«

Alle trauen sich.

»Aber nicht alle auf einmal! Einer nach dem andern!«

Wieder wird es eine Ewigkeit dauern, bis ich dran bin.

Kurz bevor mein Vater mich und meine Mutter in den Westen nachkommen lässt, werde ich zu meinem Lehrer gehen und mich bedanken.

»Wofür?«, wird er sagen.

»Dass Sie mich wiederbelebt haben.«

Auf seinem Gesicht wird sich ein ungläubiges Lächeln breitmachen, wenn er sagt: »Du warst doch nicht tot! Du hast nur keine Luft mehr gekriegt. Du warst ohnmächtig!«

Ich werde nicht widersprechen und denken: »Hast du 'ne Ahnung! Ich war tot.«

Ich bin gleich dran. Bis jetzt ist noch keiner bis nach ganz oben gekommen, und es sind nur noch zwei Mädchen vor mir. Man muss zugeben, dass die Mädchen es im Schnitt höher geschafft haben als die Jungs. Und die Dünnen höher als die Dicken. Ich bin spindeldürr, ich habe gute Chancen.

Außerdem hat mir mein Vater vor einem Jahr, als wir unseren ersten Urlaub in Graal-Müritz verbrachten, die nötigen Grundkenntnisse beigebracht. Am Strand standen zwei Kletterstangen. Viel kleiner als die, an der sich jetzt das Mädchen vor mir abmüht. Mein Vater konnte mich jedenfalls mit ausgestreckten Armen von oben runterholen.

»Die Beine sind das Wichtigste«, hatte er gesagt. »Du musst deine Beine um die Stange herum verknoten! Und nicht vergessen! Vorher in die Hände spucken!«

Als ich jetzt in die Hände spucke, kommt wieder dieses dreckige Gelächter. Aber diesmal lässt es mich unbeeindruckt.

»Ich werd's euch zeigen!«, denke ich.

Die Stange ist mindestens dreimal so hoch wie die in Graal-Müritz. Den ersten halben Meter springe ich. Der Knoten passt, und ich ziehe mich zügig in die Höhe. Die Stange reibt so zwischen meinen Beinen, dass es ganz warm wird. Bis zur Hälfte der Stange habe ich keine Mühe. Die ersten Mädchen fangen an zu klatschen.

Danach wird es bei jedem Zug schwerer. Aber je schwerer es wird, desto wärmer wird es zwischen meinen Beinen. Als ich oben anschlage und unter mir Applaus anhebt, ist es zwischen meinen Beinen so heiß, als ob irgendetwas Feuer gefangen hätte und jetzt explodiert. Es ist ein so schönes Gefühl, dass ich vor Schreck den Halt verliere und einen Meter abrutsche. Aber der Knoten hält schon wieder, als der Lehrer »Vorsicht!« ruft und die ganze Klasse den Atem anhält. Ich lasse mich langsam runter und lausche dem Pulsieren, das aus der Mitte meines Körpers kommt. Als ich unten ankomme, ist der Jubel so groß wie das Gelächter in der ersten Stunde.

Ich werde von jetzt an viel Zeit mit Klettern verbringen. Einmal werde ich mich sogar heimlich in die Halle schleichen. Leider kann ich bald so mühelos klettern, dass die Belohnung nach und nach ausbleibt.